

Warum hierzulande die meisten Feuchtgebiete verschwunden sind

Ausgetrocknete Lebensräume Vor bald 200 Jahren setzte eine gigantische Entwässerung der hiesigen Landschaft ein. Heute sind viele Moore geschützt. Doch das allein reicht nicht.

Dölf Barben

Wer einen Sumpf trockenlegen will, strebt eine Verbesserung an – auch im übertragenen Sinn: Donald Trump, neuerlicher Kandidat für die US-Präsidentschaft, will den «Sumpf in Washington» austrocknen. Das Wort Sumpf hat eine negative Bedeutung.

Hierzulande trifft man auf Gedenksteine, die an den Kampf gegen den feuchten Untergrund erinnern. Zum Beispiel im Limpachtal. In schönen Reimen ist da zu lesen, wie «in schwerer Zeit» entwässert wurde und man neues Land habe «unter den Pflug» nehmen können. Es wird Gott gedankt und der Hoffnung Ausdruck verliehen, «das grosse Werk» möge ein Segen sein.

Martin Stuber ist Historiker an der Universität Bern, zudem Co-Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für ländliche Geschichte. Auf solchen Gedenksteinen finde sich «die damalige Perspektive der Menschen», sagt er. Er sitzt in einem kühlen Raum der Uni Tobler in Bern an einem grossen Tisch.

Vor ihm liegt ein Buch mit dem Titel «Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt». Es entstand in interdisziplinärer Zusammenarbeit und befasst sich mit der Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz seit dem Jahr 1700. Stuber ist Co-Autor. Könnten Tiere und Pflanzen ihre eigene Geschichte erzählen, sagt er, sähe diese etwas anders aus. Für sie waren die Entwässerungen alles andere als ein Segen.

«Anbauschlacht» und «Entwässerungsschub»

In den letzten 200 Jahren sind in der Schweiz laut Martin Stuber rund 90 Prozent der Feuchtgebiete verschwunden – und damit zahlreiche Tier- und Pflanzenarten, die eng an diesen Lebensraum gebunden sind.

Zwischen 1850 und 1940 wurden rund 800 Quadratkilometer Feuchtgebiete trockengelegt. Es folgte gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die «Anbauschlacht», die unter dem Namen «Plan Wahlen» bekannt wurde und nochmals 800 Quadratkilometer forderte. Stuber spricht von einem «eigentlichen Entwässerungsschub».

Die massive Austrocknung der Landschaft gilt als eine von mehreren Ursachen des grossen Verlusts an Biodiversität, der heute verzeichnet wird. Andere Gründe sind Flurbereinigungen, begradigte Flüsse und Bäche, die immer intensiver betriebene Landwirtschaft sowie der Bau von Siedlungen und Verkehrswegen.

Doch wie kam es dazu, dass so viele Feuchtgebiete verschwanden – und erst so spät geschützt wurden?

Frösche als Futter und Dünger

Entwässerungen seien nicht überall begrüsst worden, sagt Martin Stuber. Denn Feucht-



Feuchtgebiete wie das Hochmoor Steinmösli in Eggwil gelten als Perlen der Natur. Foto: Raphael Moser

gebiete boten auch Vorteile. Binsen und Riedgräser dienten als Einstreumaterial im Stall und als Bettunterlage. In Moosgärten zogen die Leute Gerste, Kohl und Küchengemüse. Auf den feuchten Flächen liessen sie die Pferde weiden.

Und im Seeland sammelten sie Frösche und Blutegel, um sie in die umliegenden Städte zu verkaufen. Während die Schenkel nach Freiburg geliefert wurden, gaben die übrigen Teile der Frösche «gutes Schweinefutter» ab, sagt Stuber. Oder die Tiere wurden gleich in Gärten oder sonst auf dem Land eingegraben – als Dünger.

Die Feuchtgebiete waren oft gemeinschaftliches Eigentum und hatten wichtige Funktionen, sagt der Historiker, «etwa als



Historiker Martin Stuber forscht über die Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz. Foto: PD

Möser, Sümpfe, Moraste

Die Feuchtgebiete wurden bereits im 18. Jahrhundert differenziert wahrgenommen: Als Möser bezeichnete man Räume, in denen nur wenig und nicht beständig Wasser vorhanden war. Sümpfe enthielten etwas mehr und fast immer Wasser, während Moraste stets und reichlich durchnässt waren.

Ausweichflächen für Arme und Besitzlose». In den Emmentaler Schachen beispielsweise rodeten Tagelöhner und arme Handwerker das Uferdickicht des Flusses, umzäunten kleine Landstücke, bauten Hütten darauf und legten Gärten und Pflanzland an. Ein grosser Teil der ländlichen Gesellschaft war laut Stuber am Fortbestehen der Feuchtgebiete interessiert.

Der Schutz vor Hochwassern und Versumpfungen war zunächst der wichtigste Grund für grosse Eingriffe. Die Umleitung der Kander in den Thunersee, die von 1711 bis 1714 erfolgte, gilt als erste Unternehmung dieser Art. Es war aber nicht allein eine Massnahme gegen Überschwemmungen und «schlimme Fieber»; neues Kulturland stand laut Stuber ebenfalls im Fokus.

«Entfesselte Drainagebewegung»

Schliesslich war es der Übergang vom Agrar- ins Industriezeitalter in der Mitte des 19. Jahrhunderts, der den Druck auf die Feuchtgebiete entscheidend erhöhte. Angesichts der wachsenden Bevölkerung war jetzt Wachstum gefragt. Und weil in der Landwirtschaft Wachstum primär über die Fläche erfolgte, bot sich die «Eroberung» der Feuchtgebiete geradezu an. Der Landgewinn wurde verglichen mit «eroberten Provinzen», die Rede war von Innenkolonisation, und die Projekte wurden kraftvoll vorangetrieben, weil der junge Bundesstaat Meliorationen als nationale Aufgabe betrachtete.

Die grössten Eingriffe im Kanton Bern waren zu jener Zeit die Flusskorrektur im Gürbetal, die 1854 begann und knapp 30 Jahre dauerte, und die Erste Jura-



Die Vieh- und Pferdewirtschaft im Seeland basierte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auf den feuchten Weide- und Lischengebietern im Grosse Moos. Illustration: Staatsarchiv des Kantons Bern

gewässerkorrektur, die 1868 in Angriff genommen und 1891 abgeschlossen wurde.

Eine Entwässerungsmethode war, das Wasser in offene Kanäle zu leiten. Der Nachteil war: Die Kanäle beanspruchten Platz, und es waren Übergänge und Brücken nötig. Die Unterbodendrainage mit Röhren aus Ton hatte diesen Nachteil nicht. Aber sie war viel teurer; allerdings nur, bis es möglich war, die Röhren maschinell zu fertigen. Die in den 1840er-Jahren in England erfundenen Röhrenpressen führten laut Stuber denn auch europaweit «zu einer Entfesselung der Drainagebewegung».

Torfabbau wegen Holz-mangel

Die Feuchtgebiete wurden nicht allein durch Entsumpfungen beinträchtigt. Eine immer gewichtiger Rolle spielte der Abbau von

Torf. Torf ist brennbar und bildet sich aus abgestorbenen Moorpflanzen. Als im 18. Jahrhundert Städte wie Bern unter Brennholz-mangel litten, begann der Torfabbau in der Umgebung – so etwa im Moos von Münchenbuchsee.

Torf deckte um 1850 rund 10 Prozent des Brennmaterialbedarfs im Kanton Bern ab. In fast allen Hochmooren des Mittellandes und des Juras sei damals Torf abgebaut worden, sagt Martin Stuber. Zur letzten Phase des intensiven Torfabbaus kam es während der beiden Weltkriege.

Der Blick auf Moorlandschaften ist heute ein ganz anderer als vor 200 Jahren. Es gab zwar schon damals Schriftstücke, in denen Moräste, Sümpfe und Möser wie alle übrigen Teile der Schöpfung als Beweis der Allmacht Gottes betrachtet wurden.

Jean Bertrand, ein Geistlicher aus dem Waadtland, äusserte sich in den Abhandlungen der Oekonomischen Gesellschaft Bern über Feuchtgebiete. Sie brächten nicht nur grosse Mengen Gras, Streu, nützliche Bäume und Heilpflanzen hervor, hielt er fest, sondern wirkten zudem ausgleichend auf den Wasserhaushalt, bildeten den Lebensraum für besondere Vögel und nährten eine «unglaubliche» Zahl von Insekten. Und schliesslich: In Feuchtgebieten wüchsen Pflanzen, «die selbst den auserlesensten Blumen unserer Lustgärten den Vorzug streitig machen».

Ein wirklich neues Verhältnis zur Umwelt kam aber erst im 20. Jahrhundert auf. Eine wesentliche Rolle spielte der zunehmende Gegensatz zwischen dem wirtschaftlichen Nutzen und dem ästhetischen Genuss der Natur, was zur Bildung der ersten nationalen Umweltverbände führte. Der Schweizerische Bund für Naturschutz – heute Pro Natura – wurde 1909 gegründet.

Rothenthurm als Meilenstein

Das Bewusstsein damals sei noch «präökologisch» gewesen, sagt Stuber. Erst ab 1950 kam der Ansatz des Ökosystems auf. Darin nimmt der Mensch bloss einen Platz unter vielen ein.

Der grösste Meilenstein für den Moorschutz in der Schweiz sei die Rothenthurm-Initiative von 1987, sagt Martin Stuber. Sie verhinderte den Bau eines Waffenplatzes in der Moorlandschaft westlich von Einsiedeln und stellte Moore von nationaler Bedeutung unter den Schutz der Bundesverfassung. Zentral für den Erfolg sei gewesen, sagt Stuber, die Schönheit dieser Landschaft ausdrücklich zu thematisieren.

Sümpfe werden längst nicht mehr als Unorte betrachtet. Viele stehen unter Schutz. Das allein genüge aber nicht, sagt Martin Stuber. Aus ökologischer Sicht fehlten heute vielerorts jene kollektiv regulierten Nutzungsformen wie Mahd und Beweidung, die die Feuchtgebiete früher vor Verlandung und Verbuschung bewahrten. Diese traditionellen Nutzungen müssen heute mit aufwendigen – und entsprechend teuren – naturschützerischen Pflegemassnahmen nachgebildet werden.

Vor allem aber, sagt er, müsse der Biotopschutz von allen Beteiligten – von Landwirten, Politikern und Bürgern – ganzheitlich angegangen werden. Denn es bestehe durchaus Grund zur Hoffnung: «Schutz-, Regenerations- und Wiedervernäsungsprojekte in Moorlandschaften zeitigen oft eindrucksvollen Erfolg.»

Literatur-Hinweis: Martin Stuber und Matthias Bürgi: «Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt, 2018, Haupt-Verlag, Bern. Das Werk ist noch als E-Book erhältlich (32 Franken, ISBN 978-3-258-48 115-9).